

Selbst den gern vorgebrachten Vorwurf, das so offen scheinende Modell sei geradezu eine Einladung zu Schwarzarbeit und Steuerhinterziehung, weisen die Uber-Leute weit von sich. Im Gegenteil, sagen sie: Jeder Kontakt werde im Internet registriert, jede Fahrt online abgerechnet, bargeldlos. Schließlich hätten auch sie selbst als Vermittler darauf zu achten, dass ihr Anteil von 20 % an jeder Tour nicht verloren geht.

Was haben sich für tolle Möglichkeiten aufgetan, seit Internet und Smartphone alle natürlichen Grenzen von Bekanntenkreis und Nachbarschaft überwunden haben! Hellwache Start-ups vermitteln Putzhilfen oder Handwerker, maßgeschneiderten Rechtsbeistand oder medizinischen Rat und kassieren einen Anteil am Honorar als Gebühr. Wer auf Reisen geht und eine Bleibe sucht, der findet über entsprechende Apps, wenn's sein soll und gerade angeboten wird, auch eine Villa mit Bootssteg, eine Ritterburg oder eine Dachwohnung über dem Broadway. Und einigt sich mit einem Besitzer, der vielleicht nicht einmal

Gewinnabsichten und auch keine Angestellten zu bezahlen hat, sondern einfach nur selber einen Tapetenwechsel sucht, über den Preis.

Doch gerade in der Grenzenlosigkeit der Möglichkeiten liegt auch ihr Problem. Die spontane Mitfahrgelegenheit, das kurzfristig vermietete Zimmer, der Wohnungstausch für die Dauer eines Studiensemesters, der Handgriff des guten Nachbarn, der den Schlauch wieder an der Waschmaschine befestigt: In den Netzwerken der *Sharing Economy*, der jungen und vielleicht ein bisschen über-optimistisch sogenannten »Ökonomie des Teilens«, schwellen sie zu neuen und sehr gewinnträchtigen Arbeitsfeldern an. Ganze Branchen, Taxifahrer, Hotel-Betreiber, ihre Verbände und Gewerkschaften geraten in Bedrängnis. Wer achtet ohne sie auf Tarife und Sicherheiten? Wer trägt die Verantwortung? Und wer schützt all die Freizeit-Installateure, -Putzkräfte oder -Nachhilfelehrer vor Lohndrückerei und Scheinselbstständigkeit, Ausbeutung und Selbstausbeutung?



Martin Tschechne

ist Journalist und lebt in Hamburg. 2012 erhielt er den Preis für Wissenschaftspublizistik der Deutschen Gesellschaft für Psychologie DGP.

Ulrich Baron

Kultur der Niederlage – Niederlage der Kultur

Literatur zum Zweiten Weltkrieg

Anfang 1959 wurde der kaufmännische Angestellte Paul Kittel vor dem Schwurgericht Hannover wegen Unzurechnungsfähigkeit vom Vorwurf des mehrfachen Totschlags freigesprochen. 14 Jahre zuvor hatte er in seiner mecklenburgischen Heimatstadt Malchin die Pistole eines toten Nachbarn an sich genommen und seine

Frau sowie seine 13 und 14 Jahre alten Söhne Ulrich und Joachim erschossen. Sich selbst hatte Kittel danach nicht mehr töten können, da nur drei Kugeln in der Waffe gewesen seien, berichtet Florian Huber in seinem Buch *Kind, versprich mir, dass du dich erschießt*. Als Kittel seine Familie auslöschte, hätten große Teile der Innenstadt

schon in Flammen gestanden. Angesichts des Einmarschs der Roten Armee seien die Leute »in Scharen« zur Peene gelaufen, um sich zu ertränken. Allein in Malchin sollen über 500 Menschen in der Selbstmordwelle umgekommen sein, die den sowjetischen Truppen vorauseilte.

Man kann sich vorstellen, dass viele Überlebende die Toten bald darauf beneidet haben. Was der Untertitel von Hubers Studie den »Untergang der kleinen Leute« nennt, war freilich nur eines von vielen Traumata des Zweiten Weltkriegs, deren Ausmaße erst Jahrzehnte später Beachtung fanden. Zu den Schocks von Gewalt und Missbrauch kam auch die Langzeiterfahrung der Vaterlosigkeit. Nun war der Verlust, das Fehlen der Väter per se nicht tragischer als der Verlust von Müttern, Kindern, Geschwistern, Geliebten und Freunden, doch mit den Vätern fehlten auch die Stützen der traditionellen Familien- und Gesellschaftsordnung, fehlten emotional nahe stehende Autoritäten.

Millionen von Vätern waren »im Krieg geblieben« oder als Fremde daraus heimgekehrt. Zahllose andere waren oft nur für wenige Momente aus Kriegs- und Nachkriegszeit aufgetaucht und schon vor jener Generation der 50er Jahrgänge, die Sabine Bode in ihrem 2011 erschienenen Buch *Nachkriegskinder* nennt, gab es die »Besatzungskinder«, deren Schicksale Ute Baur-Timmerbrink beschreibt. Sie wurden, wie man bei Silke Satjukow und Rainer Gries verfolgen kann, oft als »Bankerte« diskriminiert. Und wenn ihre siegreichen Väter sich ihrer Verantwortung entzogen hatten, waren sie dem oft schutzlos ausgeliefert.

So hat der Krieg neue, nicht immer segensreiche Bande zwischen den Völkern geknüpft, und bei näherem Hinsehen zerfasert der rote Faden der großen Geschichte in viele kleine. Dabei verlor die Entscheidung zwischen Sieg und Niederlage, die ein Krieg doch bringen sollte, ihre Eindeutigkeit und Gültigkeit. Wie schon der Erste Weltkrieg jene Ära beendete, in der

europäische Staaten sich noch allen Ernstes als Siegermächte verstehen konnten, hat Adam Tooze in seinem Band *Sintflut. Die Neuordnung der Welt 1916-1931* beschrieben. Frei nach Bill Clintons Maxime »the economy, stupid« lässt Tooze diese Neuordnung in dem Jahr beginnen, als die USA das britische Empire als weltgrößte Wirtschaft ablösten.

Die Weltkriege haben den Bedeutungsverlust der europäischen Großmächte noch beschleunigt, und so lässt sich die Nachkriegsentwicklung im geteilten Deutschland als Spezialfall dessen verstehen, was Wolfgang Schivelbusch 2001 in seinem Buch *Die Kultur der Niederlage* untersucht hat. Schivelbusch analysierte die Reaktionen der amerikanischen Südstaaten und Frankreichs auf deren »Schreckensjahre« 1861-65 und 1870/71 und fragte angesichts deren erstaunlicher Bewältigungsdynamik: »Könnte es sein, dass die Sehnsucht nach Bewegung bei der Verarbeitung des nationalen Niederlagentraumas das zentrale Element ist?«

In Frankreich habe es nach 1871 eine Neubewertung der preußischen Disziplin und des preußischen Volksbildungswesens, also einen pragmatischen Lernprozess, gegeben. Zum anderen aber auch die sportliche Mobilisierung der Massen, die im Rückblick als ein Bindeglied zwischen *Levée en masse*, Turnbewegung und jener »totalen Mobilmachung« erscheint, von der Ernst Jünger nach dem Ersten Weltkrieg sprach.

Ein Blick in die Frühzeit des Kinos zeigt, dass es 1918 gar keine umfassende Demobilisierung gegeben hat, dass der Maschinenkrieg gewissermaßen weitergegangen ist: In den desaströsen Verfolgungsjagden der uniformierten Komikertruppe der »Keystone Cops« zwischen Autos, Straßen und Eisenbahnen und im Kampf eines Charlie Chaplin mit den Zahnrädern, die die Windmühlen eines Don Quixote ersetzt hatten. Was Schivelbusch noch als

Lernen aus dem Krieg

Sehnsucht beschreibt, hat hier schon etwas Zwanghaftes, Zappeliges. Und um die Sozialsymbolik auf die Spitze zu treiben ließe sich sagen, am natürlichsten, anmutigsten, unentfremdetsten habe Charlie als Tramp gewirkt – als Outcast einer Gesellschaft, die er zu Lachsalven rührte.

Zur Kultur der Niederlage in Deutschland zählt aber auch die Schadenfreude, denn wie anders kann man es verstehen, dass die genialen amerikanischen Komiker Stan Laurel und Oliver Hardy in Deutschland als »Dick und Doof« verlacht wurden? War solch zwanghafter Hang zur Zwerchfellschütterung Ausdruck einer innerlichen Erstarrung und Verkrampfung?

Gerade erst hat der 1975 geborene Daniel Kehlmann in seinen »Frankfurter Vorlesungen« jenes Jugendtrauma beschrieben, das ihm die Filme mit

Peter Alexander zugefügt haben, der von den 50er bis in die 80er Jahre hinein »der beliebteste Entertainer

Deutschlands« gewesen sei. Ihm seien dessen Gesangseinlagen »gespenstisch« erschienen und amerikanische Gäste, denen er Auszüge aus »Peter schießt den Vogel ab« gezeigt habe, hätten entgeistert gefragt: »Und das haben Leute gesehen?«

Heiterkeit wurde hier durch Zwangshandlungen ersetzt, und Kehlmann nutzt diesen Hintergrund für eine Apologie jener moralisierenden Literatur, für die ein Günter Grass heute steht und früher die Gruppe 47 stand. Tatsächlich haben Blödeln und Moralisieren nach 1945 etwas Krampfhaftes bekommen, weil beides sich auf vergiftetem Terrain entfaltete. Da verwundert es nicht, dass Kehlmann in seinen Vorlesungen bald auch auf W. G. Sebald zu sprechen kommt – den unerbittlichsten Kritiker der Gruppe 47 und ihres Protagonisten Alfred Andersch.

Doch anders als andere hat gerade der 1914 geborene Andersch keinen Hehl daraus gemacht, ein Mitläufer gewesen zu sein: »Ich war derart auf den Hund gekom-

men, dass ich einen deutschen Sieg für möglich hielt«, beschrieb er seine Haltung nach den ersten Blitzsiegen in *Die Kirschen der Freiheit* (1952). Aber nicht erst im Lichte neuer Forschungen, die der Band *Alfred Andersch desertiert* vorstellt, erscheint seine darin zur »existentialistischen Freiheitstat eines Einzelnen« stilisierte Fahnenflucht als literarisch überhöht.

Anderschs literarisches Bekenntnis zur Desertion holte auch nach, was sein geschätzter und von ihm geförderter Jahrgangsgenosse Arno Schmidt in dem 1951 veröffentlichten Kurzroman *Brand's Haide* schon für sein jugendliches Alter ego reklamiert hatte: »Als junger Mensch: 16 war ich, bin ich aus Euerm Verein ausgetreten.« Diese eigentliche Desertion, seine Entscheidung für ein Leben im Unversicherbaren, als freier Autor, hatte ihm Schmidt schon vorgemacht, doch Andersch sollte noch Jahre brauchen, um sich von seiner Karriere beim Rundfunk zu lösen.

Den Gipfel literarischer Überhöhung aber hatte er bereits 1946 überschritten, als er die erste Ausgabe der amerikanisch-deutschen Kriegsgefangenzeitschrift *Der Ruf* mit dem pathetischen Leitartikel »Das junge Europa formt sein Gesicht« krönte. Zwar wird er nicht gekannt haben, was ein Anton Kuh 1936 in der Exilzeitschrift *Neue Weltbühne* über das »deutsche Einpöfgesicht« geschrieben hatte, doch war es unmittelbar nach Kriegsende schon mehr als optimistisch anzunehmen, dass sich das junge Europa sehr schnell wieder deutschem Formwillen unterwerfen würde.

Noch bemerkenswerter ist es, dass Andersch mit Anfang 30 zu glauben schien, er könne seine im Krieg verlorene Jugend nun wiedergewinnen. In gewissem Sinne war das zwar durchaus üblich – Kriegs- und Spätheimkehrer und auch der aus DDR-Haft in den Westen entlassene Walter Kempowski »durften« im Erwachsenenalter noch einmal die Schulbank drücken. Das aber war weniger nachgeholte Jugend

Die zwanghafte Albernheit der jungen Republik

Der fragwürdige Sieg der Unterhaltung

als vielmehr ein »Nachsitzen«. Und vielleicht liegt hierin auch ein Grund für die zwanghaft beschwipste Feuerzangenbowlen-Albernheit, deren Filmkonserven noch Daniel Kehlmann quälen. Eine Unfähigkeit erwachsen zu werden und zu trauern, eine immer weiter aufgeschobene Mündigkeit, die zum Adenauer- wie zum Ulbricht-Deutschland passte.

So hat sich das Pathos, mit dem Alfred Andersch sich 1946 einem vermeintlich jungen Europa zuwenden wollte, bald als hohl erwiesen. Die »Kirschen der Freiheit« haben einen schalen Beigeschmack bekommen. In seinem Rückblick auf den deutschen Unterhaltungsfilm der Peter-Alexander-Zeit kommt Kehlmann auch auf die darin obligatorische »Musikeinlage für junge Leute« zu sprechen, die – »natürlich« – nicht Rock'n'Roll oder Jazz, sondern deutsche Schlagermusik geboten habe. Deren Sänger aber, »manchmal Peter Alexander selbst, manchmal Gus Backus oder Bill Ramsey, trägt immerhin den deutschen Text mit amerikanischem Akzent vor und ruft zwischen den Strophen ›Hey‹, ›Oh‹ und ›Yes‹.«

Unangenehmer als die Niederlage seien ihm »Landsleute, die sich einbilden, dass sie den Krieg mitgewonnen haben, wobei sie sich einer verhängnisvollen Täuschung hingeben«, notierte Ernst Jünger im März 1946. Angesichts der Niederlage der Kultur gegenüber dem, was dann als Unterhaltung geboten wurde, muss man das

etwas einschränken: Ein ganz kleines bisschen haben manche mitgewonnen, nur um welchen Preis?

Aber man sollte nicht moralisieren. Jener »Moment der Freiheit«, den Andersch in seinem Bericht von 1952 für sich reklamierte, wird nicht jedem zuteil. Und er ist flüchtig. Man kann annehmen, dass jener Paul Kittel meinte, seine Familie vor noch Schlimmeren bewahren zu müssen, als er sie erschoss. Doch dann fehlte ihm selbst die Kugel, die ihn davon befreit hätte, sein weiteres Leben daran zweifeln zu müssen.

Jörg Döring, Felix Römer und Rolf Seubert: *Alfred Andersch desertiert. Fahnenflucht und Literatur (1944-1952)*. Verbrecher Verlag, Berlin 2015, 288 S., 22,00 €.

Florian Huber: *Kind, versprich mir, dass du dich erschießt. Der Untergang der kleinen Leute 1945*. Berlin Verlag, Berlin 2015, 304 S., 22,99 €.

Daniel Kehlmann: *Kommt Geister*. Rowohlt, Reinbek 2015, 176 S., 19,95 €.

Silke Satjukow/Rainer Gries: »Bankerte!«. Campus, Frankfurt/M. 2015, 415 S., 29,90 €.

Sabine Bode: *Nachkriegskinder. Die 1950er Jahre und die Soldatenväter*. Klett-Cotta, Stuttgart 2015, 302 S., 19,95 €.

Ute Baur-Timmerbrink: *Wir Besatzungskinder: Töchter und Söhne alliierter Soldaten erzählen*. Ch. Links, Berlin 2015, 240 S., 19,90 €.

Adam Tooze: *Sintflut: Die Neuordnung der Welt 1916-1931*. Siedler, München 2015, 720 S., 34,99 €.



Ulrich Baron

ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de